

Katholische Identitätssuche aus der Perspektive eines jungen Seelsorgers

Beat Grögli, Dompfarrer in St. Gallen

Seit bald 15 Jahren bin ich Priester in der katholischen Kirche. Ich vertrete damit eine Institution, die gesellschaftlich immer mehr an Bedeutung verliert und der sich immer weniger Menschen zugehörig fühlen. Dieser Befund, der auch von der aktuellen Studie zur Religiosität in der modernen Welt bestätigt wird, lässt mich nicht gleichgültig. Schliesslich bin ich davon überzeugt, dass der christliche Glaube dem Leben gut tut und dass die katholische Kirche diesen Glauben weitertragen soll. Ich kann also etwas dazu sagen, wie sich diese Entwicklungen *innerhalb* der Kirche anfühlen und wie sie ihren Auftrag in diesem veränderten Kontext zu erfüllen sucht.

Leben von den Vorräten

Ich meine, dass Glaube und Kirche in unserer Gesellschaft und im Leben vieler Menschen – trotz des konstatierten Bedeutungsverlustes – nach wie vor präsent sind. Allerdings würde ich diese Art von Präsenz ein *Leben von den Vorräten* nennen.

Wir leben vom Glaubensvorrat, den Menschen vor uns angelegt haben. Die Schweiz ist ein Land mit einer hohen Dichte an Kirchenbauten, die dank öffentlicher Gelder in einem guten baulichen Zustand sind. Diese Kirchen repräsentieren Glaube und Kirche auch dann noch, wenn sie immer weniger in Gebrauch sind. Christliche Bilder und Geschichten bleiben präsent in Form von Kunstwerken, die uns in der Schweiz auf Schritt und Tritt begegnen. Das christliche Gedankengut prägt bis heute die grossen Sozialwerke AHV und IV sowie das Gesundheitswesen und den Bildungsbereich. Kirche und Glaube sind greifbar in öffentlichen Personen, die dafür stehen: Seelsorgende und andere kirchliche Mitarbeitende, Bischöfe, Ordensleute. Schliesslich gibt es noch bei den meisten Schweizern einen – wenn auch losen – persönlichen biographischen Bezug zur Kirche. Die meisten haben noch irgendjemanden in ihrer Familie oder in ihrem Bekanntenkreis, dem der christliche Glaube viel bedeutet und sich auch kirchlich engagiert. Nicht wenige Firmlinge nennen heute als wichtiges Vorbild im Glauben ihre Grosseltern.

Auf alle diese *Vorräte* kann bei Bedarf zurückgegriffen werden. Aber es ist ein *Leben von den Vorräten*, die sich so nicht erneuern, sondern zunehmend an Kraft verlieren.

Die Kirche als Dienstleistung

Man greift nicht nur auf Vorräte, sondern auch auf Dienstleistungen der Kirche zurück. Im persönlichen und gesellschaftlichen Bereich wird die Kirche für bestimmte Dienste beansprucht. Ein kirchliches Begräbnis wird auch von vielen kirchen-distanzierten Menschen noch erwartet. Viele Eltern haben den Wunsch, die Geburt ihres Kindes kirchlich zu feiern, auch wenn sie sonst nicht aktiv am Kirchenleben teilnehmen. Interessanterweise sind darunter auch viele junge Paare, die sich nicht kirchlich trauen liessen. Vielleicht hängt das damit zusammen, dass die kirchliche Trauung in einem säkularen und distanzierten Umfeld immer mehr einem religiösen Bekenntnis gleichkommt – mehr noch als dies bei der Familienfeier Taufe der Fall ist. Viele Menschen trauen der Kirche zu, Lebenswenden sinnvoll deuten und feiern zu können, und auch Segnungen aller Art stossen über die Kerngemeinden hinaus auf breite Resonanz. Die kirchlichen Riten vermitteln das Gefühl von Geborgenheit und Aufgehoben-Sein in einer un-heim-lichen, anonymen Welt. Die Kirche hilft, Kontingenz zu bewältigen, das heisst: mit den Grenzen der menschlichen Existenz zurande zu kommen – eine Kompetenz, die gesellschaftlich vor allem bei Katastrophen und Unglücksfällen gefragt ist.

Als Seelsorger erlebe ich alle diese Erwartungen hautnah. Mühe macht mir dabei nicht, hier als Kirche einen Dienst zu tun. Schwierig finde ich, wenn dies in der Form von zentralen Feiern des Glaubens (Taufe, Eucharistie) geschehen soll. Diese Glaubensfeiern können im

kirchlichen Verständnis nicht nur allgemein-menschlich gedeutet und vollzogen werden. So gehört es zu meinen traurigsten Erfahrungen als Seelsorger, wenn ich erlebe, wie eine Trauerfamilie, die eine Messe vehement gewünscht hat, gar nicht mehr weiss, wie diese mitzufeiern ist. Form und Inhalt passen nicht, und niemand fühlt sich wohl dabei.

Andererseits erlebe ich stimmige Abdankungen und Beerdigungen mit einem grösstenteils säkularen oder zumindest distanzierten Publikum. Ich kann anknüpfen bei allgemein-menschlichen Erfahrungen und sie von mir her mit dem Glauben verbinden. In solchen Feiern ist *mein* Glaubenszeugnis gefragt – und akzeptiert, wenn ich mit Respekt auf die jeweilige Situation eingehe und eine kirchliche Insider-Sprache möglichst vermeide. So als Kirche im Dienst am Menschen zu stehen, ist anspruchsvoll, aber es macht Sinn, weil wir Anderen *Rede und Antwort stehen, die uns nach der Hoffnung fragen, die uns erfüllt* (vgl. 1 Petr 3,15).

Die Dienstleistung der Kirche muss ein personales Angebot im doppelten Sinn sein. Erstens erwarten die Menschen, dass der Seelsorger/die Seelsorgerin auf ihre jeweilige persönliche Situation eingeht und nicht einfach nach allgemeinen Prinzipien etwas appliziert. Und zweitens lebt Seelsorge sehr stark vom personalen, persönlichen Glaubenszeugnis des Seelsorgers/der Seelsorgerin. Menschen, die im Glauben verankert sind, können im Dienst an Anderen auch weite Wege gehen. Wo die Dienstleistung hingegen nicht vom persönlichen Glaubensengagement abgedeckt ist, wird sie schnell hohl und leer. Daraus folgt, dass sich die Möglichkeiten der Dienstleistung reduzieren, wenn die Zahl der *Institutionellen* abnimmt, also jener, die den Glauben in einer starken institutionellen Verbindung mit der Kirche leben. Geld und Marketingstrategien können das personale Angebot nicht ersetzen, sondern bestenfalls unterstützen.

Glaube, der prägt

Die Bibel versteht Glauben als eine Gottesbeziehung, welche die ganze Person in Anspruch nimmt und alle Lebensbereiche prägen soll. Das ist ein hoher Anspruch, aber nur konsequent, wenn Gott wirklich Gott ist: Alles soll in seine Ordnung kommen. Die Bibel weiss, dass das im Blick auf das Individuum ein lebenslanger Weg ist und im Hinblick auf die Welt erst am Ende der Zeiten ans Ziel kommt. Gott will das Heil des Menschen, er will den Menschen und die Welt zur Vollendung führen. – Soweit Anspruch *und* Verheissung der Bibel.

Diese ganzheitliche biblische Sicht steht in einem starken Kontrast zur Art und Weise, wie die meisten Menschen in unseren Breitengraden Religion verstehen und leben. Das Religiöse ist für sie etwas, das zum übrigen Leben dazu kommt. – Gilt das in gleicher Weise für alle vier Gestalten des (Un-)glaubens, welche die aktuelle religionssoziologische Studie herausgearbeitet hat, oder gibt es Unterschiede? Ich vermute, dass der Anteil jener, die Religiosität ganzheitlich zu leben versuchen, das heisst: die ihre ganze Lebensgestaltung unter den Anspruch einer Religion stellen, bei jenen am höchsten ist, die Religion institutionell eingebunden leben. In der Institution ist der ganzheitliche Anspruch quasi hinterlegt und immer wieder abruf- und erneuerbar. Die Kirche ist die Gemeinschaft, wo ein Mensch diese ganzheitliche Formung seines Lebens einüben kann, wo er aktuelle und historische Beispiele vor Augen hat, *wie man das macht*, und wo er in seinem Unternehmen immer wieder bestärkt wird.

Ich bin mir sehr bewusst, dass die konkrete Kirche dieser Aufgabe oft nicht gerecht wird durch unglaubwürdiges, inkonsequentes Verhalten, insbesondere bei den Verantwortungsträgern. Und doch kenne ich keinen besseren Ort, wo das Christliche eingeübt werden könnte. Alleine ist es sowieso nicht zu schaffen.

Ziel ist also ein Glaube, der das ganze Leben prägt. – Immer wieder bin ich beeindruckt, wie der christliche Glaube bei den über 70jährigen unserer Kerngemeinden wirklich Gestalt angenommen hat. In Gesprächen mit ihnen erfahre ich meistens von sehr intensiven Glaubens- und Kirchnerfahrungen in den Jugendverbänden Jungwacht und Blauring, in der

Pfarrei oder in einer kirchlichen Bewegung. Starke Glaubens-Orte haben ihren Glauben fürs ganze Leben geprägt. Es ist bezeichnend, dass sie an diesen Orten den Glauben als etwas Ganzheitliches erfahren haben, wo alle Lebensbereiche hineingenommen waren.

Mit Blick auf die Zukunft der Kirche frage ich mich, wo heute junge Menschen den Glauben so stark erleben, dass er ihr Leben prägt.

Vom Wesen des Christentums

Aber ist denn so klar, was dieses Glaubensleben zu beinhalten hat, das heisst: welche Elemente konstitutiv zur christlichen Religion gehören? Gehen die Vorstellungen nicht auch innerhalb der katholischen Kirche weit auseinander? Ist es möglich, trotz Pluralisierung und Individualisierung, die vor der Kirche nicht Halt machen, das Wesentliche des christlichen Glaubens zu beschreiben?

Glaube im biblisch-christlichen Sinn heisst, die Beziehung zu Gott zu leben: In Jesus Christus und durch ihn beruft Gott die Menschen, im Heiligen Geist seine Kinder zu werden und so sein glückseliges Leben zu erben (vgl. Katechismus der Katholischen Kirche 1). Die Magna Charta dieser Gottesbeziehung ist die Bibel, wie sie in der Gemeinschaft der Kirche gelesen und verkündet wird. Christ zu sein, ohne auf dieses Wort der Heiligen Schrift zu hören, ist unvorstellbar.

Die Bibel und die christliche Tradition begründen eine Sicht der Welt und des Menschen sowie eine Ethik. Sicher gibt es auch unter den Christen in vielen konkreten ethischen Fragen unterschiedliche Ansichten, aber ich meine, dass in den Prinzipien nach wie vor ein breiter Konsens vorhanden ist: Menschenwürde, Gemeinwohl, Solidarität, Subsidiarität, Nachhaltigkeit etc. Dass dieses Grundsätzliche oft nicht mehr wahrgenommen wird, liegt vielleicht auch daran, dass sich die Morallehre der Kirche im Bereich der Sexualität verrannt hat. Weitherum gesellschaftliche Anerkennung findet hingegen das soziale Engagement der Kirche, also die gelebte, belastbare Solidarität mit den Armen, den Menschen am Rande unserer Gesellschaft.

Wenn Glaube im christlichen Sinn heisst, bewusst in Beziehung zu Gott zu leben und aus dieser Beziehung heraus sein Leben zu gestalten, dann muss diese Beziehung gepflegt werden. Ein unerlässlicher Ort dafür ist das Gebet; Christsein heisst, jeden Tag zu beten. Im Gebet öffnet sich ein innerer Raum, in dem der Mensch sich dem *Wunsch* Gottes aussetzt und so das eigene Wünschen und Sehnen geformt wird. Ich habe den Eindruck, dass das Gebet in diesem tiefen Sinn auch von vielen sonst aktiven Christen wenig gepflegt wird. Fast ganz verschwunden ist ausserdem das gemeinsame Gebet in der Familie. Auf den ersten Blick weisen religionssoziologische Studien zwar in eine andere Richtung, denn die Antworten auf die Frage *Wie häufig beten Sie?* scheinen zu zeigen, dass viele Menschen regelmässig beten. Allerdings frage ich da kritisch zurück, wie weit dieses Gebet sich auch dem Wunsch Gottes stellt oder ob es nicht in den meisten Fällen im eigenen Wünschen steckenbleibt.

Ein ausgezeichnete Ort, wo Katholiken miteinander beten, gemeinsam auf das Wort der Heiligen Schrift hören und ihren Glauben feiern, ist die Eucharistie. Offensichtlich sehen das auch die Religionssoziologen so, denn die Häufigkeit des Kirchgangs ist für sie noch immer eines der wichtigsten Kriterien, an dem sie die Stärke der Kirchenbindung messen. Ich glaube nicht, dass jemand den christlichen Glauben auf die Länge durchhalten kann ohne die gemeinsame Feier des Glaubens, insbesondere in der sonntäglichen Eucharistie. *Wo* diese Eucharistie gefeiert wird, halte ich für zweitrangig, das heisst: Es kommt für mich dafür nicht nur die Pfarrkirche in der nächsten Umgebung in Frage (wo die regelmässige Eucharistiefeier aufgrund des so genannten Priestermangels eventuell nicht mehr möglich ist).

Katholische Weite – zwischen Ghetto und Beliebigkeit

Es ist offensichtlich, dass die Vorstellungen, was Katholisch ist und wie die Kirche ihren Auftrag erfüllen soll, auch innerkirchlich weit auseinandergehen. Die gesellschaftlichen Megatrends der Individualisierung und Pluralisierung machen vor der Kirchentüre nicht Halt.

Einige Katholiken suchen das katholische Profil in der Abgrenzung von der Welt und erwarten von der kirchlichen Hierarchie, dass sie auch in Einzelheiten definiert, was katholisch ist. Sie fühlen sich als *Heiliger Rest* einer *gesundgeschrumpften Kirche*, die den rechten Glauben bewahrt, und sehen sich als geschlossene Gesellschaft, die den Dialog mit der Welt nicht braucht, sondern sich selbst genügt. Eine solche – ich nenne sie in Anlehnung an die Evangelikalen *katholikale* – Haltung führt ins Ghetto.

Wie erlebe ich als Seelsorger die Kontakte mit solchen *Katholiken*? Meine Erfahrung ist, dass sie über andere Katholiken – insbesondere Priester und Bischöfe – anhand von einigen wenigen Kriterien ein rasches Urteil fällen. Auch ich bin schon abgeurteilt, weil ich meist nicht in Priesterkleidung unterwegs bin, mich nicht in allem vorbehaltlos hinter den Vatikan stelle und Privatoffenbarungen (wie zum Beispiel der *Frau der Völker* in Amsterdam) und damit verbundene Spiritualitätsformen nicht protegiere. Die Bemühungen, solche Katholiken auch mit ihrer Eigenart ins Gesamt der Seelsorge einzubinden, sind oft von wenig Erfolg gekrönt. Sie sind da, wenn sie genau das finden, was sie erwarten, aber schnell wieder weg, wenn ihnen zugemutet wird, sich in ein Ganzes einzufügen und auch andere Ausprägungen von Kirche leben zu lassen. Mit *Katholiken* ist nach meiner Erfahrung keine Kirche aufzubauen.

Am anderen Ende des Spektrums stehen jene Katholiken, die Abgrenzung und Ausschliessung weitgehend vermeiden und das katholische Dach möglichst weit machen. Hier besteht die Gefahr, in eine farb- und konturlose Beliebigkeit abzugleiten, wo am Schluss alles gleich-gültig ist. Die starke Infrastruktur der katholischen Kirche in der Schweiz ermöglicht, dass der Betrieb trotzdem weiterläuft.

Wie gelingt es, zwischen diesen beiden Polen *Ghetto* und *Beliebigkeit* eine katholische Weite zu leben? Ich meine, dass der Spannungsbogen zwischen Gott und Welt beziehungsweise zwischen Kirche und Welt nicht einseitig auf eine Seite hin aufgelöst darf, sondern in einem dauernden Dialog bleiben muss. Für diese kritische Auseinandersetzung sind christliche Kriterien zur Unterscheidung der Geister nötig. So kann der Christ als ein vom Geist Gottes Ergriffener dem Zeitgeist antworten (vgl. das gleichnamige Buch von Christian Rutishauser SJ). Die Kommunikation besteht dabei von beiden Seiten her: Einerseits haben wir als Christen der Welt etwas zu geben, das die Welt und den Menschen weiterbringt. Andererseits kann aber auch die Kirche von der Welt etwas lernen, denn nicht selten sind *die Kinder dieser Welt klüger als die Kinder des Lichtes* (vgl. Lk 16,8).

Um den Spannungsbogen zwischen Gott und Welt fruchtbar zu leben, braucht es meines Erachtens eine Spiritualität, die beides vereint: die Zuwendung zur Welt *und* die Verankerung in Gott. Ignatius von Loyola, der Gründer des Jesuitenordens, hat zu Beginn der Neuzeit eine solche weltzugewandte und christuszentrierte Spiritualität begründet. Seelsorgerliche Initiativen wie Kurz-Exerzitien, Exerzitien im Alltag oder Geistliche Begleitung, die sie für die Menschen heute erschliessen, halte ich für zukunftsfruchtig, auch wenn sie nicht die Massen erreichen.

Starke Orte katholischer Identität

Auf die Vielfalt von Meinungen und Strömungen innerhalb der katholischen Kirche und die damit verbundenen Spannungen habe ich mit Nachdruck hingewiesen. Und doch finde ich sie nicht so bedrohlich wie die Ausdünnung der wesentlichen Glaubensvollzüge. Ich meine, dass eine gemeinsame christliche Glaubenspraxis über viele Spannungen in der Glaubenslehre

hinwegtragen kann. Den praktischen Glaubensvollzug (fachtheologisch: die *fides qua*) halte ich insofern für wichtiger als die theoretischen Glaubensinhalte (die *fides quae*); die *lex orandi* begründet die *lex credendi*.

Wie auch immer diese Zusammenhänge zu verstehen sind: Es scheint mir unbestritten, dass es heute schwieriger geworden ist, in eine christliche beziehungsweise katholische Identität hineinzuwachsen. Es fehlen dazu die *starken Orte*, wo jemand den Glauben so stark erfahren kann, dass er das Leben nachhaltig prägt. Wenig hilfreich empfinde ich diesbezüglich die Strategie, die pastorale Versorgung zur Not auch ausgedünnt zu gewährleisten. Wenn's überall nur *ein bisschen* ist, geht der Kirche auf die Länge die Luft aus. Mit Blick auf das – strukturell – nach wie vor dichte Versorgungsnetz der Pfarreiseelsorge plädiere ich daher für starke Zentren, wo zum Beispiel der Sonntagsgottesdienst wieder als frohes Fest erfahren werden kann und nicht als angestrenzte Feier jener, die noch übriggeblieben sind.

Man könnte hoffen, dass sich in diesem Bereich vieles von selbst regeln wird. Die mobilen Menschen unter den *Institutionellen* suchen sich ihre Orte selbstständig aus. Ich meine jedoch, dass eine sorgfältige Pastoralplanung, die bewusst auf starke Zentren hinarbeitet, zu weniger Frustration bei den hauptamtlichen Seelsorgenden und zu kleineren Verlusten bei den aktiven Gläubigen führen würde. Denn gerade das beunruhigt mich in den aktuellen Entwicklungen besonders: Dass sich immer mehr Menschen, die jahrelang zu den Kerngemeinden gehörten, von einer aktiven Glaubenspraxis abwenden, und dass viele Seelsorgende ausbrennen im Pastoralbetrieb, der laufend weiter *gestreckt* wird.

Wenn wir nach starken katholischen *Orten* heute fragen, lohnt sich ein Blick in die theologischen Ausbildungsstätten. Dort sind jene jungen Menschen zu finden, die, begeistert von Glaube und Kirche, für sich einen kirchlichen Beruf ins Auge gefasst haben. Woher kommen sie? An welchen Orten haben sie den Glauben so stark erfahren, dass sie ihn nun quasi zum *Beruf* machen möchten?

Viele dieser jungen Menschen haben in der so genannten *Weltjugendtag-Szene* wichtige Impulse für ihren Glauben erhalten. Unter *Weltjugendtag-Szene* verstehe ich die grossen internationalen Weltjugendtage, wie sie seit 1986 alle zwei bis drei Jahre in einer Weltstadt stattfinden, aber auch die nationalen Weltjugendtage in den Jahren dazwischen, regionale Events und Gebetstreffen, insbesondere die so genannten *Adorays*. *Adorays* sind Lobpreis-Gottesdienste, die seit circa 2005 in verschiedenen Schweizer Städten meist an den Sonntagabenden stattfinden. Hier können sich jene, die von der Weltjugendtag-Spiritualität begeistert sind, in ihrer Region regelmässig treffen.

Ästhetik und Inhalte der Weltjugendtag-Spiritualität gleichen den evangelischen Freikirchen. Lobpreis-Lieder mit einfachen, bekennnishaften Texten und eine stimmungsvolle Gestaltung des Raumes (Scheinwerfer, Tücher, Kerzen) helfen, vertrauensvoll vor Gott da zu sein. Moderne Musik und Technik zeigen, dass man nicht von gestern ist. Die meist von den jungen Erwachsenen selbst gestalteten Impulse haben vorwiegend Zeugnis-Charakter und heben hervor, dass sich im gläubigen Vertrauen auf Gott die grossen Fragen des Lebens lösen. Dabei wird oft auch auf Aussagen des Papstes Bezug genommen. Ein wesentliches Element ist ausserdem die eucharistische Anbetung, das heisst: das andächtige Verweilen vor dem ausgestellten Leib Christi (der geweihten Hostie) in der Monstranz.

Die Weltjugendtag-Szene erreicht mit diesen Formen und Inhalten nur einen kleinen Teil der jungen Katholiken. Für die meisten anderen ist das *zu katholisch*. Auch viele etablierte Jugendseelsorger gehen auf Distanz, nehmen diese Initiative nicht auf und überlassen damit die Weltjugendtag-Szene sich selbst.

Auch ich könnte einige kritische Bemerkungen zur Weltjugendtag-Szene und -Spiritualität anfügen, was ich jetzt unterlasse, weil ich auf einen starken positiven Aspekt hinweisen will: In der Weltjugendtag-Szene erlebt ein junger Mensch, dass er ohne ständige Vorbehalte und

kritische Einwände katholisch sein kann und dazugehört zu einer weltweiten, jungen katholischen Kirche mit Zukunft. Inspiriert vom Glaubenszeugnis Anderer und getragen von ihrer Gemeinschaft kann er selbst den Glauben (die *fides qua*) wagen, das heisst: sich einlassen auf eine persönliche Gottesbeziehung und sich darin auf den Weg machen.

Als Kaplan in St. Gallen und als Mitarbeiter im Interdiözesanen Einführungsjahr für Priesteramtskandidaten in Chur hatte ich in den vergangenen sechs Jahren oft Kontakt mit jungen Menschen aus dieser Szene. Für das Geschenk ihrer unbeschwertten Glaubensfreude bin ich sehr dankbar und auch für ihren Weg, den sie im Glauben gehen. Meine Erfahrung ist, dass sie sich dabei auch kritisch begleiten lassen, wenn ihre Spiritualität nicht von vornherein abgewertet wird. Die meisten von ihnen sind fähig, ihre Lebens- und Glaubenserfahrungen zu reflektieren, so dass der Überschwang geerdet und die ideologischen Verkürzungen geweitet werden.

Nicht Nazaret, sondern Kafarnaum

Vor dem Hintergrund eigener Erfahrungen als katholischer Seelsorger bin ich der Frage nach Ort und Identität meiner Kirche in der modernen Gesellschaft nachgegangen. Ich schliesse meine Skizze mit einem markanten biblischen Hinweis aus dem Matthäusevangelium. Dort heisst es, dass Jesus nach der Taufe und den bestandenen Versuchungen in der Wüste *Nazaret verliess, um in Kafarnaum zu wohnen, das am See liegt, im Gebiet von Sebulon und Naftali, denn es sollte sich erfüllen, was vom Propheten Jesaja gesagt worden ist* (vgl. Mt 4,13f). Kardinal Carlo Maria Martini hebt hervor, dass damit nicht nur ein einfacher Ortswechsel gemeint ist, sondern darin eine tiefere Bedeutung liegt: *Für Jesus bedeutet der Ortswechsel nach Kafarnaum, Gewohnheiten, das Vorhersehbare zu verlassen und sich dem Wandel, den Begegnungen auszuliefern, dem, was wir heute Auseinandersetzung mit der „Moderne“, mit der „Komplexität“, mit dem „Pluralismus“ nennen* (Kardinal Martini in seiner Schlussansprache 1989 beim Symposium der Europäischen Bischofskonferenzen). Jesus hat Kafarnaum so angenommen, dass man es *seine Stadt* nennen konnte (vgl. Mt 9,1). Dabei billigt er nicht alles, sondern übt auch Kritik (vgl. Mt 11,23).

Dem Ortswechsel Jesu von Nazaret nach Kafarnaum gehen die Taufe und die Versuchungen in der Wüste voraus. Beides sind starke Orte des Glaubens, die Jesus den Weg nach Kafarnaum erst (über)lebbar machen. Ich bin zuversichtlich, dass auch die katholische Kirche diesen Weg gehen kann, dass Kafarnaum *unsere Stadt* ist, wo wir uns einbringen und herausfordern lassen. Denn: In Nazaret kann die Kirche nicht Kirche sein!